



ILSE FELSER FRÜHLINGS- WINTER

ROMAN

volk

**FRÜHLINGS-
WINTER**

ILSE
FELSER
**FRÜHLINGS-
WINTER**

Eine Entwicklungsgeschichte
in Zeiten des Zerfalls

Roman

Volk Verlag München

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2026 by Volk Verlag München
Neumarkter Straße 23; 81673 München
Tel. 089/420 79 69 80
info@volkverlag.de

Druck: Pustet, Regensburg

Alle Rechte, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks
sowie der photomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-86222-546-0
www.volkverlag.de

Meinem Sohn

EIN VORSPANN

NICHT ALLE KEHREN ZURÜCK

Bamberg, Herbst 1949



Die Dämmerung im Zimmer roch nach verendetem Kerzenschein. Der Pater ging zur Kommode, öffnete die oberste Schublade und reichte mir ein Päckchen Briefe. Ich griff nicht danach, darum legte er es vor mich, auf den Tisch. Ich fühlte ein Wanken, er bot mir einen Stuhl an. Der war gepolstert und mit Plüsch bezogen. Ich konnte mich nicht setzen. Wäre es ein Stein gewesen, ein Holzklotz, ein Haufen Erde oder eine harte Bank, ich hätte nicht gezögert. So aber blieb ich stehen und starrte auf die Briefe. Der Pater goss Wasser aus einem Krug in ein Glas und brachte es mir. Ich lächelte. Er nickte und ging zu Rudi. Sie unterhielten sich und ließen mich allein. Allein mit den Briefen und den Vorstellungen, die ich mir von diesem Moment gemacht hatte. Keine traf zu. Der Pater legte eine Hand auf Rudis Arm, ging zur Kommode und kam mit einem Brieföffner zu mir. „Soll ich?“, fragte er. Ein Zucken durchfuhr mich und endete in einer ablehnenden Kopfbewegung. Er ging zu Rudi zurück. Sie traten ans Fenster. Ich hatte eine Hand auf die Briefe gelegt, meine Finger berührten die Anschrift: ein Stück Erinnerung. Die griff nach mir, ich griff nach der Stuhllehne. Mit der freien Hand drehte ich das Päckchen um. Hier stand der Name des Absenders. In großen, aufrechten Lettern stand er da. Die blieben nicht lange aufrecht. Ein Beben erfasste sie, sie taumelten. Ich auch. Es wurde dunkel.

Als es aufhellte, stützte Rudi meinen Kopf, der Pater hielt mir das Glas an den Mund. Der Stuhl war mit mir zu Fall gekommen. Ich langte nach der Armlehne und hievte mich hoch. Um Halt bemüht, stützte ich eine Hand auf den Tisch. Der Pater öffnete das Fenster. Unter der Dachrinne des gegenüberliegenden Hauses hing ein Schwalbennest. Ich schloss die Augen und sah mich als Kind vor dem Pferdestall, an einen Pfeiler gelehnt, die Schwalben beim Füttern der Jungen beobachten. Das hatte ich oft getan. Die Kleinen rissen die Schnäbel auf, dass ihre tiefen Mundspalten mit dotterigen Rändern zartrote Rautenflecke freigaben. Dabei schrillten sie in kurzen Abständen, eines nach dem anderen oder alle drei gemeinsam – es waren meistens drei. Die Eltern flogen abwechselnd Gaben heran, die Kleinen verschlangen sie und bettelten um mehr. Sie taten es stundenlang. Ich hatte stundenlang zugehört. Das war damals. Jetzt war das Nest verlassen. Sie werden wiederkommen. Sie werden zurückkehren. Aber nicht alle.

Ich nahm die Briefe, steckte sie in eine Manteltasche und reichte dem Pater die Hand. Er begleitete uns. Bei der Bank im Hof blieb ich stehen. Wegen der Magnolie am Gartenzaun blieb ich stehen. Ich zog die Briefe aus der Tasche und fragte Rudi nach einem Bleistift.

„Wozu brauchst du einen Bleistift, Mémée?“

„Ich will etwas aufschreiben.“

„Was willst du aufschreiben?“

„Alles.“

„Bitte, Marie“, sagte der Pater nach einem Blick auf den Stummel in Rudis Hand und reichte mir ein grauglänzendes Etwas.

„Alles will ich aufschreiben, Rudi, auch das Unfassbare, das unseren Weg durchkreuzt hat.“

Weil ich ratlos auf das fremdartige Etwas sah, kam mir der Pater zu Hilfe. Er drückte auf einen Schaft an einem Ende des, wie er sagte, Kugelschreibers und verhalf ihm so zu einer Spitze. Die glitt unerwartet sanft über den Briefumschlag und ließ ein Wort werden. Der Pater sah mir zu. Da sagte er kurz entschlossen: „Wartet!“ Bei seiner Rückkehr hielt er ein Heft in einer Hand und ein Kuvert in der anderen.

„Hier kannst du alles aufschreiben, Marie“, wandte er sich an mich und gab mir das Heft. „Und kauft euch neue Mäntel, eure taugen nichts mehr“, sagte er, während er Rudi das Kuvert reichte.

Wir verabschiedeten uns. Am gleichen Tag öffnete ich die Briefe, zwei Tage später begann ich aufzuschreiben. Alles. Von Anfang an.

I. TEIL

DIE JUNGEN JAHRE

April 1926 – Mai 1944



1 Eigentlich hätte ich längst auf der Welt sein müssen, doch ich ließ mir Zeit. Das mag an bedenklichen Vorahnungen gelegen haben oder aber an der Tatsache, dass noch kein Name für mich feststand. Für einen Jungen hatte man sich auf Rudolph geeinigt – ein Name, der meinem Bruder ein Jahr später tatsächlich zuteilwurde. Oma Leni jedenfalls, die keine großen Stücke auf Vorahnungen hielt, glaubte, die Ursache meines Säumens erkannt zu haben: kein Name, kein Kind. Also regte sie zu einer Krisensitzung an. Dafür hatte sie Tee gekocht.

„Was für Tee, Mutter?“, wollte Mama, die noch keine war, wissen.

„Lindenblüte mit Engelwurz.“

„Engelwurz? Für Magenbeschwerden, die ich nicht habe?“

„Aber die anderen. Bei dem vielen Schweineschmalz, das wir essen, kein Wunder“, entgegnete Oma. Sie hatte ihre Sonntagstracht angelegt und sagte nun, sie wolle Urgroßvater Hans-Georg holen, er solle sich nicht ausgeschlossen fühlen. Dafür stakste sie die Treppen der Veranda hinunter und zockelte über den Hof in den kleinen Trakt des Hauses. Urgroßvater lebte seit Urgroßmutters Tod bei Oma, seiner einzigen Tochter.

Großvater Josef hockte bereits in dem gemütlichen Ledersessel neben dem Sofa. Oma hatte ihm Tee eingeschenkt und ihm dabei zugezwinkert. Aber so, dass Mama es nicht sehen konnte. Die behauptete nämlich, der Schuss im Tee würde ihm schaden. Jetzt schnupperte er an seiner Tasse und war zufrieden.

Als Papa auf der Veranda erschien, nachdem er das Schild *Vorübergehend geschlossen* vor das Fenster seiner Ladentür geschoben hatte, saßen alle auf ihren angestammten Plätzen. Urgroßvater kauerte in seinem Liegestuhl und streifte die Runde mit glasigem Blick. Oma beugte sich über Papas Tasse und wollte ihm einschenken, doch es schien ihr, auf deren Boden etwas entdeckt zu haben. Indem sie ihm die Tasse reichte, sagte sie: „Hol mal ’ne Serviette, Johann, und wisch sie aus.“

Papa nahm ihr die Tasse ab und ging ins Wohnzimmer. Beim Zurückkommen hielt er sie bedacht und in Schulterhöhe. Oma stellte sich vor ihn – mit der ganzen Breite ihres Rückens zu Mama – übermäßig breit war der allerdings nicht – und schenkte ihm ein. Dann beugte sie sich zu Urgroßvater und fragte: „Honig oder Zucker, Vater?“ Der nickte.

Sie mischte einen Löffel Honig in seinen Tee, rührte um und hielt ihm die Tasse an den Mund.

„Nun, hast du noch nachgedacht, Margit?“, eröffnete Papa das Treffen. Dabei sprach er das *a* in Mamas Namen kehlig aus, wie sie es in Ungarn aussprechen und lieben gelernt hatte.

„Schon“, entgegnete sie lustlos, „aber es ist mir nichts Besonderes eingefallen.“

Großvater grummelte unverständliche Worte in seinen Tee, während Papa fortfuhr: „Ich dachte, Marie wäre doch was. Klingt schön. Und es ist besonders, wie du es magst. Was hältst du von Marie, Margit?“ Diesmal klang das *a* in Mamas Namen sogar um einen Tick kehliger als zuvor.

„Scheen!“, brummte Großvater. „Stark scheen!“

„Tankscheen, Vatter“, sagte Papa, wandte sich aber sofort wieder an Mama: „Kein Mädchen im Dorf heißt so.“ Er zeigte sich beflissen, es zu tun, weil er wusste, dass sie es hören wollte.

Alle lauschten angespannt, Großvater hörte auf zu schlürfen.

„Was wird ihr daran nun wieder nicht gebraten sein?“, fragte ich mich“, erzählte mir Oma später. „Doch welch Überraschung! Sie steht auf, piepst ein lahmes Meinetwegen und trudelt ins Schlafzimmer. Augenblicks – ein Schrei, dein Papa – ab zur Hebamme. Am gleichen Abend warst du da.“

Oma sprach gern über dieses Ereignis. Sie schmückte ihre Darstellung bei jedem Mal neu aus, fügte Dinge hinzu, ließ andere weg, nie aber die Bedeutung der Rolle, die ihr dabei zugefallen war. „So kritzelte Pfarrer Maygruber *Marie Hochstrasser*, 22. April 1926 ins Kirchenregister“, rundete sie am Ende ab, „aber deine Mama war nie ganz zufrieden damit. Das war mit Händen zu greifen.“

2 Ausdrücklich brachte Mama ihre Unzufriedenheit mit der Wahl meines Namens an dem Tag zur Sprache, an dem ich zwei Kerzen auf einer rosa Torte auspusten durfte. Oma hatte sie gebacken, verziert und auf einen Hocker auf meiner Augenhöhe gestellt. „Wenn’t sie auf einmal ausblasen kannst, hast später Glück, Goldmäuschen“, spornte sie mich an. Von Glück verstand ich damals wenig, empfand das Unterfangen aber als Herausforderung, der ich mich stellen wollte.

Nur war ich dabei so sehr auf den Luftstrom, der die Flammen zum Erliegen bringen sollte, bedacht, dass meine Hände aus eigenem Instinkt handelten. Der ließ sie im entscheidenden Augenblick eine Stütze suchen. Sie fanden die Torte.

„So ein Schussel!“, brauste Mama auf. „Passt zu ihrem abgedroschenen Namen.“

Papa lachte, schnitt sich genau die zerquetschten Teile der Torte heraus und meinte: „So schmeckt sie am besten.“

In den Wochen darauf wurde es sommerlich warm. An einem Vormittag kam Mama mit einem Stapel Zeitschriften auf die Veranda. Sie legte ihn auf den Tisch und fing an zu blättern.

„Suchst du etwas, Margret?“, wollte Oma wissen. Mama sah sie stirnrunzelnd an und antwortete nicht. Weil Oma sich weigerte, sie Margit mit einem langen, dunklen *a* zu nennen, wie es die Ungarn tun, rächte sie sich manchmal auf diese Weise an ihr. Sie war im Alter von zwölf Jahren auf eine Klosterschule in der Nähe von Budapest geschickt worden und dem gleichen Ungarnwahn verfallen wie der Wiener Hof zur Zeit ihrer frühen Kindheit. Die schwarz-weiß bebilderten Magazine, die sich Mama jetzt vorgenommen hatte und monatlich zugestellt bekam, zeigten zwei Engel mit einem Banner auf dem Titelblatt.

„*Stadt Gottes* steht dort drauf, Goldmäuschen“, erklärte Oma, weil ich, über den Tisch gestreckt, einen Finger von einem Engel zum anderen gerückt und „Was? Was?“ gestammelt hatte.

Obwohl Omas Erklärung meine Neugier nicht befriedigt hatte, ließ ich mich auf ihren Schoß zurück, zwirbelte die Haarfäden, die unter ihrem Kopftuch hervorlugten, und sah zu Mama.

Beim zehnten Schlag der Wanduhr erhob sie sich und ging in die gute Stube an der Straße. Sie öffnete das Fenster, lehnte sich auf die Fensterbank und wartete. Ich kletterte von Omas Schoß und folgte ihr. Weil aber mein Holzpferdchen auf dem Teppich im Wohnzimmer graste, setzte ich mich zu ihm und gab die Verfolgung auf. Zur gleichen Zeit huschte Mama an mir vorbei, zurück auf die Veranda. Ich hinterher. In ihrem Blick lag Zuversicht. Mit Recht, denn kaum, dass sie die letzte Seite der neuen Zeitschrift erblättert hatte, stieß sie einen

Finger in ein umrandetes Viereck, sprang auf und hielt Oma das Blatt hin.

„Da!“, rief sie.

„Was ist da?“, fragte die. Sie ahnte Ungutes.

„Eine französische Nonne, die sich als Gouvernante verdingen will, auch auf dem Land, wenn der Haushalt vornehm ist.“

„Und unserer ist vornehm, Margret?“

„Etwa nicht?“, wunderte sich Mama über die Zweifel in Omas Stimme. „Wir sind vermögend“, schickte sie nach und stolzierte davon.

Oma verfiel in ein tiefschürfendes Grübeln, das ich an dem Auf und Ab, an dem Hin und Her ihrer Augenbrauen und Lippen ablesen konnte. Als Ruhe in ihr Gesicht einkehrte, rappelte sie sich auf, überantwortete mich meinem Holzpferdchen und wollte in die Küche, doch ich reckte die Arme zu ihr hoch.

„Na, gut“, seufzte sie und klaubte mich wieder auf. Vor dem Fenster des Schlafzimmers, das häufig auch Mamas Rückzugsraum war, wenn sie allein sein wollte, legten wir einen Zwischenstopp ein. Darin standen neben dem Ehebett und den Kleiderschränken auch Mamas höchsteigene Möbel: ein Jugendstilsekretär mit gepolstertem Stuhl vor dem Fenster zur Veranda, daneben ein Betstuhl mit Brokatkissen und vor dem Bett die blaue Chaiselongue, auf der ich zur Welt gekommen war.

„Ich mach uns Kaiserschmarrn, Margret, mit Kompott, ist’s recht?“, verkündete Oma durch das offene Fenster. Keine Antwort. Meine Hand fuhr zu ihrer Nase, packte sie und drehte sie zur Straße. Mama schloss eben das Haustor hinter sich. Die gelbe Borte an ihrem weißen Basthut glich einem verirrtten Sonnenstrahl.

„Was soll’s?“, tat Oma die Angelegenheit ab, setzte mich in der Küche auf den Kinderstuhl und ging in die Speisekammer.

Von dort kam sie mit zwei Einweckgläsern zurück, denen ich händeklatschend entgegenquiekte: „Kischen, Oma Eni, Kischen!“ Obwohl ich schon recht gut sprechen konnte, tat ich mir mit den L- und R-Lauten schwer. Bis zu einem ordentlichen „Oma Leni“ sollte es noch dauern.

Auf dem Heimweg war Mama Großvater Josef begegnet, der den Kinderwagen mit meinem Bruder Udi – auch daraus sollte erst später

ein ordentliches „Rudi“ werden – diesmal bis zu Urgroßvaters leer stehendem Haus in der Berggasse geschoben hatte. Er polterte über seine Gicht und sah Oma Mitleid heischend an. Die wurde weich, ging in die Speisekammer und kam mit einem vollen Stamperl zurück. Sie reichte es ihm und wünschte leise: „Zum Wohl!“ Er hörte auf zu poltern.

Mama schien das Unwesen hinter ihrem Rücken nicht wahrzunehmen. Sie stocherte mit dem Holzlöffel in der Pfanne und war mit ihren Gedanken vermutlich bei dem Schreiben, das sie soeben verschickt hatte oder gar beim Ertrag, der sich ihr daraus auftat. Die Verwunderung in ihrem Ausruf „Kaiserschmarrn!“ legte diesen Verdacht nahe. Ein Dreh zu den Kompottschüsseln jedoch entriss sie ihrer Gedankenwelt.

„Kirschen“, stellte sie ernüchtert fest, „das wird Johann-Christoph freuen.“

„Wie gehabt“, entgegnete Oma, „kannst ihn rufen.“

Ich räkelte mich zu ihr, sie hob mich aus dem Stuhl. Gleich darauf hoppelte ich den Flur entlang, streifte den dichten Schlingknöterich, der eine grüne Wand zum Hof bildete, mit einer Hand und robbte die Treppe hinunter. Papa war schon unterwegs. Die Kirchenuhr hatte zwölf geschlagen, es gab Mittagessen, das wusste er.

„Kischen, Papa, Kischen!“, rief ich. Er bückte sich, hob mich hoch und küsste mich auf beide Wangen. Danach warf er mich ein paarmal in die Luft und fing mich auf. Ich jauchzte dabei so herzhaft, dass ich Schluckauf bekam. Da durfte er sich etwas anhören. Allzu sehr kann ihn Mamas Rüffel nicht gekratzt haben, denn er warf mich vor ihren Augen abermals hoch, bis nahe an die Decke. „Damit ihr der Schnackel vergeht“, erklärte er, indem er den hiesigen Begriff für Schluckauf benutzte, und setzte mich auf seinen Schoß.

3 Der Kastanienbaum in unserem Hof hatte bereits begonnen, sein rotgelbbraunes Laub abzuwerfen, als Pfarrer Zernick unser Haus zum zweiten Mal betrat. Beim ersten Mal war er zu einem Begrüßungsmittagessen geladen gewesen. Er hatte nach Pfarrer Maygrubers Tod dessen Platz auf der Kanzel der Dorfkirche eingenommen und Mama damit ihrer Befürchtung, wir blieben wieder ewig lange ohne Pfarrer, entbürdet.

Diesmal kam er uneingeladen und in Begleitung. Mama und Oma saßen auf der Veranda. Oma strickte, Mama las in einer *Stadt Gottes*. Rudi und ich saßen unter dem Tisch und fütterten unsere Holzpferdchen mit Kastanien.

In dieses friedliche Beisammensein quietschte das Haustor. Mama unterbrach ihre Lektüre und musterte die Gestalten, die den Hof betraten. Plötzlich, wie von einer Eingebung berührt, schwang sie sich auf die Beine, schritt zur Tür und öffnete sie.

Der Pfarrer stemmte sich die Treppen hoch, seine Begleitung stelte hinter ihm her. Ich spähte unter dem Tisch hervor, meine Augen verfangen sich in der Begleitung. Sie sah aus wie ein Pflock, auf dem jemand einen Vogel mit gestutzten Schwanzfedern aufgespießt hatte. Darauf saß eine schwarze Flügelhaube mit weißer Paspelierung. „Krähe mit Hut“, hätte ich gesagt, behauptete Oma. Kann sein. Sicher ist, dass ich das dringende Bedürfnis verspürte, an dem Ort zu bleiben, an dem ich mich befand, nämlich unter dem Tisch. Doch Mama zitierte mich heraus. Ich musste folgen. Rudi rankte bereits an ihrem Kleidersaum.

„Das ist Mademoiselle Geneviève, Marie, eure Gouvernante“, stellte Pfarrer Zernick die Unbekannte nun auch mir vor.

Mama bückte sich nach Rudi, seine Arme verankerten sich um ihren Hals. Mit der freien Hand zupfte sie mich an einem Ärmel meiner Strickjacke: „Sag ‚Gelobt sei Jesus Christus‘, Marie, und mach einen Knicks!“

Ich zog eine Schnute, raffte beide Seiten meines Kleides, knetete sie emsig und schwieg.

Der Pfarrer lachte und erlöste mich: „Das wird schon. Was ich noch sagen wollte, verehrte Frau Hochstrasser, die Schwester spricht deutsch, aber bei Weitem nicht wie Sie ungarisch. Bei Weitem nicht so erlesen.“

Mama lächelte. Sie war stolz auf ihr Ungarisch. Pfarrer Zernick hatte die Eleganz in ihrem Umgang mit dieser Sprache von Anfang an registriert und nicht umhingekonnt, diese Feststellung in voller Runde zu preisen.

„Schun meechlich“, soll Großvater Josef damals kommentiert haben, „tas ihr Ungarisch scheen klingt, wenn Sie tes behaupten, Hochwirden, awer nitze tut es ihr genauso wenich wie tem Vedder Matz ter Kropp.“

Das stimmte, denn Ungarisch war nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie hierzulande aus der Mode gekommen, dem Französischen gewichen, was nicht der Grund war, warum Mama uns, Rudi und mir, das Ungarische nicht beibrachte, es nicht einmal versuchte. Den kannte nur sie. Nur drei Ausdrücke hatte sie jemals in unserer Gegenwart genutzt:

„Öreg“, was „Alter“ heißt und gerne als Schimpfwort für Papa gebraucht wurde, „Na, nem mond?“, was „Was du nicht sagst?“ bedeutet, ebenfalls für Papa, und die karge Nachsilbe „-ur“, die dem Familiennamen angehängt wird und „Herr“ bedeutet. Auch das Französische, von dem die Schwester uns ein paar Brocken beibringen sollte, hatte – so mein Verdacht – nur wenig mit der damaligen Mode zu tun. Mama ging es um andere Dinge.

„Grüß schön, Marie“, wiederholte sie nun, „sag ‚Gelobt sei Jesus Christus.‘“ Ich grüßte. Der Pfarrer verabschiedete sich. Er wolle Schwester Gilda, der Kantorin der Kirche und seiner Haushälterin, beim Schmücken des Altars für die Sonntagsmesse zur Hand gehen. Mama begleitete ihn, Rudi hing immer noch an ihrem Hals. Auch Oma erhob sich, machte Anstalten, die Tasche der Mademoiselle an sich zu nehmen, doch die lehnte ab. Oma ging vor und bat sie, ihr zu folgen.

Das sei die gute Stube, erklärte Oma, eigens für sie neu eingerichtet. Die Fremde dankte und zog sich zurück.

Ein Wiedersehen mit ihr gab es erst beim Abendessen. Oma hatte den Tisch im Wohnzimmer festlich gedeckt, allerlei Wurstzeug vom Metzger besorgt, Salate und Gänseleberpastete zubereitet. Die Schwester trug das gleiche Schwarz wie bei ihrer Ankunft, das diesmal frisch und blumig roch. Mama empfing sie mit der Bitte, zwischen Rudi und mir Platz zu nehmen. Ich musste es dulden. Ihrem Griff nach meiner Hand für die Danksagung jedoch wollte ich ausweichen. Ohne Erfolg, denn sie war flink; der Druck ihrer Hand aber war zart und warm. Er überraschte mich, brach meinen Widerstand und entlockte mir ein Lächeln, dem ich prompt „Schwester Moisselle!“ nachträllerte. Scheinbar irre lustig, denn sie lachte Tränen. Indessen schnürte und lockerte sie ihren Händedruck, was ich als Streicheln empfand.

Dann gab sie sich der Pastete hin. Sie strich großzügig davon auf ebenso großzügige Scheiben Brot und antwortete „Weiß“, als Papa sie

nach dem Wein fragte. Sie bestrich eine Scheibe, noch eine und noch eine und nickte, als Papa die Karaffe abermals zu ihrem Glas führte.

„Die muss eine lange Fastenzeit hinter sich gehabt haben“, mutmaßte Oma, wenn sie davon erzählte.

Nach dem dritten Glas äugte die Schwester von einem zum anderen und deklamierte: „Sie Marie sagen“ – dabei suchte sie Augenkontakt mit Mama –, „Sie Goldmäuschen“ – damit meinte sie Oma –, „Sie Marieschen“ – und meinte Großvater –, „Sie Liebes“ – damit meinte sie Papa. „Und isch sagen Mémée, wenn ist rescht. Das ist merveilleux und ein bischen Französisch.“

Mama hatte eben einen winzigen Würfel Schafkäse auf ihre Gabel geladen und wollte ihn zum Mund führen, als sie den Vorschlag der Schwester vernahm. Sie ließ die Gabel fallen, erhob sich, breitete die Arme aus wie der Pfarrer, wenn er den Segen erteilte, und ging zu ihr. Die Schwester erhob sich im selben Augenblick, Mama umarmte sie, drückte die linke, dann die rechte Wange an ihr Gesicht und sagte einfach nur: „Danke!“ Erst als beide wieder auf ihrem Platz saßen, auch die Schwester mit ihrem Glas in der Hand, machte Mama ihrer Euphorie deutlicher Luft. „Danke, Schwester“, wiederholte sie, „vielen Dank! Sie haben keine Ahnung, seit wann ich nach einem passenden Namen für meine Tochter suche. Seit dem ersten Tag, aber es wollte mir nichts Besonderes einfallen. Was Sie eben gesagt haben, ist wunderschön. Das passt zu ihr, das passt zu uns, das passt zu allem.“

„A Schmarrn passt tes zu uns, Margret“, haderte Oma. „Gib tu nur Obacht, tes ganze Dorf wird über uns lachen. Me ..., wie ham's gsagt, Schwester?“

„Mémée“, antwortete diese ohne Scheu, stand sie doch in Mamas schützendem Wohlwollen.

„Schuster, bleib bei deinem Leisten“, hat deine Uri immer gesagt und hat Recht gehabt. Dass du geerbt hast, macht dich noch nicht zu was Bessrem“, zeterte Oma weiter. Sie konnte das herrische Gehabe, die möchtegern Noblesse meiner Mama nicht ausstehen, dagegen durchsetzen konnte sie sich aber auch nicht. Hatte sie nie. Als Mama ihr mitteilte, sie wolle nicht als weiße Braut heiraten wie alle anderen Mädchen im Dorf – mit 27 war sie allerdings schon weit jenseits des

hier üblichen Heiratsalters gewesen –, hatte Oma zuerst geapst, dann gestammelt: „Ja, wie denn sonst?“

„In einem Zweiteiler, Mutter, silbergrauer Taft mit Hut und Mai-glöckchenstrauß“, hatte Mama geantwortet und ihr ein Modeheft hingehalten, ein ungarisches, versteht sich.

„Jesses!“, hatte Oma gestöhnt, aber dann doch alles so geschneidert, gebastelt und gebunden, wie von Mama gewünscht. Dass Papa aus dem Siebenbürger Sachsenland stammte, aus Hermannstadt – auch ein Novum in unserem weltvergessenen Nest – und Mama von Großvater quasi serviert worden war, störte sie nicht. Sie mochte Papa. Er sei so fesch wie kein anderer im Dorf.

Großvater stellte die Schüssel, aus der er den letzten Rest Sauerkrautsalat geschöpft hatte, auf den Tisch und grollte kopfschüttelnd: „To wert ter Hunt in ter Pfann verrickt, Margrett, meiner Seel. Far mich pleipt’s Mädli Mariechen un basta!“ Er verdrückte seinen Salat, wischte sich über den Schnurrbart und stand auf. „Tankscheen, Leni, waar kut“, wandte er sich an Oma, nestelte in seiner Hosentasche nach der Pfeife und schlurfte auf die Veranda.

Ich verstand wenig von der ganzen Aufregung und suchte in Schwester Moiselles Gesicht eine Erklärung. Die beugte sich zu mir, streichelte mir über die Wangen und flüsterte: „Mémée“. „Memëii“, zwitscherte ich nach und schaukelte den Stuhl dabei so kräftig, dass er umzukippen drohte.

Hätte Mama damals geahnt, auf welch unerwartete Pfade mich das Zeitgeschehen entführen würde, sie hätte meinen Namen bei Marie belassen. Das Gefälle zwischen den Erwartungen, die man an meine Zukunft stellte, und dem tatsächlich von mir Erlebten hätte auch ohne den alleinstellenden Namen die Grenzen des Vorstellbaren überschritten. Sie ahnte es nicht, keiner ahnte es. Also wurde ich an dem Abend für Mama und all jene, die ihr schöntun mussten, um in meiner oder Papas Nähe verweilen zu dürfen, Mémée.

Schwester Moisselle blieb nicht lange bei uns. Ein paar Tage, nachdem ich drei Kerzen auf einer Torte mit fester Schokoladenglasur ausgepustet hatte, kam sie mit einem Brief in der Hand und freudelte: „Isch Schule gehen Temeschburg, September, lernen Mädschen Französisch.“

Mama versuchte nicht, sie zum Bleiben zu bewegen. Sie hatte bekommen, was sie gewollt hatte: ein zusätzliches Attribut für ihre zur Schau getragene Vornehmheit. Das reichte ihr.

Keiner weinte Schwester Moïse nach. Nur Rudi klopfte ein paar Tage lang, morgens an die Tür zur guten Stube und rief: „Oui, Oui!“ So hatte er sie genannt und war verdrießlich, dass die Tür verschlossen blieb. Danach vergaß auch er sie.

4 Den zwei Menschen, die mein Leben in entscheidender Weise prägen sollten, begegnete ich in den folgenden Jahren auf Beerdigungen. Im Frühling drängte Urgroßvater, Oma möge seinen Liegestuhl im Hof, unter der kirchturmhohen Kastanie, aufstellen und ihn darin betten. Eines Morgens sagte er, ihm wären diese Kerzen, die des erblühten Baumes, an der Bahre lieber als die anderen. Aber bis dahin wolle er das Treiben in der beseelten Krone genießen: das Summen, Gurren, Zirpen, Pfeifen und Flattern. Als Mama ihre *Stadt Gottes* weglegte, um den Tisch zu decken, fand sie Urgroßvaters Haltung im Liegestuhl merkwürdig. Sie sagte es Oma, die lief zu ihm.

„Er muss gespürt haben, dass er bald Kerzen brauch“, murmelte sie, als sie zurückkam, wischte sich über die Wangen und legte die Hände wie zwei leblose Turteltauben in den Schoß: ein kurzes Durchatmen vor dem großen Trubel.

Ich sollte Papa holen. Der wiederum sollte Kaschper, unseren Stallknecht, nach Blumental zum Arzt beordern, während er selbst zum Tischler, zum Dorffrommler, zum Kapellmeister und zur Post gehen sollte. Mama begab sich ins Pfarrhaus, Oma zu unserer Nachbarin über dem Weg, zur Wetzels Kathi. Die ließ alles liegen und stehen, kam herüber und machte sich an die Arbeit: Großvater ausziehen, waschen, schwarz kleiden. Oma räumte schwarze Tücher aus dem Schrank, bedeckte damit vier Hocker, das Bett und verhängte die Fenster. Auf zwei andere Hocker stellte sie Kerzenständer mit Kerzen.

So ganz ließ sich Urgroßvaters Wunsch in unserer kleinen Dorfgemeinschaft nicht durchsetzen. Großvater Josef fasste Rudi bei der Hand, sprach von Männern, die sich mit dem Ausheben von Gräbern auskannten, und spazierte die Berggasse hoch. Mir erklärte Oma, weil

ich nach dem Grund der Unruhe gefragt hatte, Urgroßvater wolle in den Himmel, dort könne er wieder besser hören und sehen, wir müssten die Reise vorbereiten.

Unser Tischler war immer mit Särgen eingedeckt. Nur ein einziges Mal, als seine zwei Wochen alte Tochter starb, war er es nicht, konnte auch keinen tischlern, musste deshalb in Charlottenburg anfragen. Seitdem sorgte er vor, in allen Größen. Während Papa auf der Post ein Telegramm aufgab, stellte er sich mit seinem Wagen bei uns ein, lud die Kiste, in der Urgroßvater verreisen sollte, ab – sein Sohn half ihm dabei – und stellte sie auf die schwarz verhängten Hocker.

Weil die Kiste bereits mit Strohsack, Spitzenkissen und Seidendecke versehen war und Urgroßvater fein gekleidet auf dem Sofa lag, gingen die beiden Männer Oma und der Wetzler Kathi auch beim Betten zur Hand. Fertig! Oma konnte die Kerzen anzünden, Kathi Urgroßvaters Hände ineinander verschränken. Mama trug Stühle und Hocker zusammen; aus der Küche, aus der guten Stube, aus Omas Zimmer, von überall. Zur gleichen Zeit verkündeten die Kirchenglocken und danach der Trommler die betrübliche Nachricht im Dorf. Das legte Schwarz an.

Währenddessen traf bei uns der Arzt ein. Er meinte, Urgroßvater habe ein respektables Alter erreicht, was nicht jedem vergönnt sei – dabei strich er sich übers Kinn und machte eine längere Pause –, dennoch teile er unsere Trauer. Er schrieb etwas auf einen Zettel, reichte ihn Papa und ließ sich heimfahren.

Derweil hatte Oma im Hühnerstall Angst und Schrecken verbreitet und unserer Nachbarin ein Huhn ausgehändigt, wonach wir uns zu Tisch setzten. Wir sprachen von Urgroßvaters Reise, von den schönen Tagen, die er im Himmel verbringen würde, und von unserem Wiedersehen nach vielen Jahren. Dabei schmeckte das Essen gar nicht schlecht.

Das Vesper-Glockenläuten gab das Zeichen zum Umkleiden für die Totenwache. Mama hatte ihre und Papas schwarze Sachen zum Lüften an die Leine im Hof gehängt und die Hüte auf Stöcke im Gemüsebeet gestülpt, an denen Erbsenpflänzchen rankten. Rudi und ich wurden in Dunkelblau gesteckt.

Die Sonne fing eben an, hinter den Weinbergen ein Nachtlager zu suchen, als sich die ersten Beileidsbesucher einstellten. Sie schüttelten den Erwachsenen die Hand, brabbelten „’Zlichs Peileit“ dazu, befin- gerten Rudi und mich und trauten ihren Augen nicht, dass wir schon so groß gewachsen waren. Oma geleitete sie zu Urgroßvater, wo sie Platz nahmen und beteten. Andächtig taten sie es und auf die an- standsgebotene Dauer bedacht, nach deren Ablauf sie sich bekreuzig- ten und leise seufzend zu ihren Nachbarn schielten, die seufzend zurückschielten und sich auf diese Weise zu einem Gespräch bereit erklärten: zu einem Gespräch über Urgroßvater, über seinen unge- wöhnlichen Fleiß, über sein redlich erworbenes Vermögen, über seine schrullige Versessenheit auf Dahlien und Pferde und über den Gram, mit dem sein Ableben sie, die Trauernden, erfüllte. Dann gingen sie, andere kamen. Bis zum Morgengrauen. Dabei wurde nichts angeboten, weder Essen noch Getränk. Aber keiner nahm Anstoß daran. Es war Usus, es galt für alle, es war gut so. Wir waren Schwaben, Donau- schwaben, und wir machten unserem Namen alle Ehre.

Gegen Mittag des nächsten Tages wurden die Pferde für eine Fahrt zum Bahnhof vor die Kutsche gespannt. Ich wollte mit. Mama riet ab. Ich fuhr mit. Dem Gast aus der Stadt, der sonst den von unseren Nach- barn ausgeliehenen Wagen strapazierte, weil er Stoffballen, Kisten und Fässer für Papas Laden ankarrte, reichte diesmal die Kutsche. Er hatte weder Stoffballen noch Kisten noch Fässer dabei, sondern eine Reisetasche und ein lückenlos verpacktes Geheimnis. Auch er trug Schwarz. Während Kaschper das Gepäck verstaute, setzte er sich neben mich und tat neugierig: Was denn bei uns passiert sei? Ich erzählte ihm von Urgroßvaters Reise. Sehr ausführlich.

Daheim bat Oma uns alsbald zu Tisch. Die Nachbarin hatte das tranchierte Huhn am Morgen herübergebracht und Oma beim Kar- toffelschälen geholfen. Das Mittagessen, Hühnereintopf mit Kartoffeln und Eingemachtem, wie es sich bei solchen Gelegenheiten gehörte, war fertig.

Um drei Uhr betraten der Pfarrer und zwei Ministranten den Hof, Urgroßvaters Kiste stand unter dem Kastanienbaum, viele Trauergäste standen um sie herum. Der Pfarrer betete, der Chor der Anwesenden

betete, auch ich und Rudi sollten beten, hatte Mama gesagt. Ich beobachtete die mummelnden Gesichter ringsum und rieb mir die Nase. Der Dampf aus dem Weihrauchfass, das der Pfarrer in alle Richtungen schwenkte, hatte sie entdeckt und machte sich einen Spaß daraus, sie niesreif zu kitzeln. Gleichzeitig versteckten zwei Männer Urgroßvater unter einem Holzdeckel und mein Blick senkte sich zu den schwarzen Lackschuhen, die ich anhatte. Weil einer der Männer begann, Nägel hineinzuhämmern, was nach Endgültigkeit klang, schwoll ein dumpfes Pochen in meinem Kopf. Es zog Kreise, die sich aufblähten und nach außen drängten. Ich legte meine freie Hand an ein Ohr, mit der anderen fesselte ich Papas Zeige- und Mittelfinger.

Da setzte die Musikkapelle ein. Die Töne klangen dumpf, wie das Pochen in meinem Kopf, und schwellen kreisförmig an. Doch sie blähten sich nicht auf, sie wurden sanfter, ruhiger, während vier Männer mit schwarzen Hüten die Kiste schulterten, sie in den Totenwagen schoben und sich beidseitig aufstellten: zwei rechts, zwei links. Ein kurzes Wiehern und der Zug, lang wie der Fahrdamm bis an sein Ende, zuckelte los.

Obwohl der Friedhof an unser Anwesen grenzte, schlug der Trauerzug den längeren Weg um die Häuserzeile herum ein und beschritt ihn von der Seite. Die vier Männer hoben die Kiste auf dem freien Platz vor der ersten Gräberreihe aus dem Wagen und trugen sie zu dem Loch, in dem Urgroßvater seine Reise antreten sollte. Ich saß auf Papas Arm und beäugte das Loch mit Stirnrunzeln. Der Engel auf unserem Familiengrabstein rubbelte seine Augen, glitzernde Tränen benetzten seine Wangen. Ich atmete tief ein. Gegen Omas Wimmern half das wenig. Ich heulte los, die Leute drehten sich erschreckt nach mir um.

Doch wie gekommen, so zerronnen. Mein Heulen brach ab, Papa staunte mich an. Meine rechte Hand zeigte auf das obere Ende des Friedhofs, ich ruckelte als Zeichen, dass ich dorthin wollte. Er ließ mich hinunter, ich drängte an den Leuten vorbei und trippelte zum Zaun. Dort ließ ich mich mit meinen weißen Strümpfen im frischen Gras auf die Knie, streckte einen Finger durch den Maschendraht und überließ ihn einem feuchten Schnäuzchen auf der anderen Seite. Während sich die Zunge an meinem Finger labte, bewegte sich das

Schwänzchen des gefleckten Knäuels in Windeseile hin und her. Engel und Loch schwebten davon, stattdessen nahm ich ein nahegelegenes Rascheln wahr. Ich blickte auf und sah eine ältere Frau hinter einem Stachelbeerstrauch. Sie lächelte. Als sich Schritte näherten, duckte sie sich.

„Ja, ist das drollig!“, sagte Papa, streckte ebenfalls einen Finger durch den Draht und überließ ihn der neugierigen Zunge. „Hündchen“, flüsterte er. „Hündchen“, flüsterte auch ich und war selig.

Mittlerweile hatten die Leute angefangen, Urgroßvater zu vergessen. Sie sahen bei ihren eigenen Gräbern vorbei und zerstreuten sich allmählich. Papa fasste meine Hand und sagte, Hündchen sei müde, es müsse zu Bett gehen, ich solle ihm gute Nacht sagen. Ich tat es, aber ungern. So was von ungern! Deshalb sah ich mich suchend um. Oma kniete vor den zwei Holzkreuzen neben unserem Familiengrab, die an meinen Großonkel, ihren Bruder Martin, und an meinen Onkel, ihren Sohn Johannes, erinnerten, die nach dem Ersten Großen Krieg nicht wieder heimgefunden hatten. Sie zitterte wie bei hohem Fieber und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Zu Hause winkte uns Mama in die Küche. Sie wollte mich nie wieder am Zaun dieser Hexe sehen, zischte sie und versengte mich mit ihrem Blick. Warum Mama Hexe sagt, drängte ich auf Papa ein. Er erklärte: „Mama mag keine Hunde.“ Sie mochte tatsächlich keine Hunde, das wusste ich, wen sie aber noch viel weniger mochte, hatte sie eben verraten. Warum, sollte ich später erfahren. Verstehen konnte ich es auch dann nicht. Was ich an dem Tag bereits verstand – nein, nicht verstand, empfand, deutlich empfand –, war die Tatsache, dass in Mama und mir wesensartige Unterschiede schlummerten. Das spürte ich, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Am Abend bat unser Gast Rudi und mich auf die Veranda. Indem er das Packpapier von dem mitgebrachten Geheimnis zupfte, sprach er von einer Belohnung für artiges Benehmen an einem solchen Tag. Ich starrte auf seine Finger, meine Augen wurden immer größer. Aber er ließ sich Zeit: ein Fitzel Papier, noch eines, noch eines. Dann endlich! Er stellte es auf den Fußboden und sagte: „Für euch beide.“ Ein Schaukelpferd. Rudi flüchtete in Mamas Arme, ich sprang auf und gab dem Pferd die Sporen.

„Und wer sagt danke?“, regte Papa an. Rudi streckte seinen Kopf zwischen einem Arm und Mamas Hals hervor und wisperte verschämt: „Danke, Onkel Samuel.“ Ich verlangsamte meinen Ritt, fuhr mir mit der Zunge zuerst über die Oberlippe, dann über die Unterlippe und hechelte: „...nke, Olilé.“

„Na, da ham’s die Bescherung, Herr Hausman!“, lamentierte Oma und schlug die Hände zusammen. „Ich weiß nit, was des Mädln hat.“

„Klingt doch gut, Oma Leni“, tröstete der, „auf die Idee wär ich nie gekommen.“

Mama teilte Omas Bekümmernis, was mich betraf, nicht. Sie war mit ihrer eigenen ausgelastet und außerdem erschöpft. Das hatte sie schon beim Abendessen durchblicken lassen, jetzt reichte sie dem Gast die Hand und sagte affektiert: „Danke für Ihre Anteilnahme, Hausmanur.“ Daraufhin entschuldigte sie sich, warnte Papa vor zu viel Wein und zog sich zurück. Oma brachte Rudi ins Bett.

Weil Papa sich mit unserem Gast noch unterhalten und Mama dabei nicht stören wollte, lud er ihn auf die Terrasse des kleinen Hauses. Dort standen zwei Rattansessel und ein runder Tisch, auf dem ein Tablett mit Gläsern und Flaschen bequem Platz fanden. Alles wunderbar, bis auf mich, die sich weigerte, schlafen zu gehen, und mit auf die Terrasse wollte.

„Lass sie doch, Jean“, setzte sich unser Gast für mich ein.

„Wenn du meinst“, entgegnete Papa, „dann schlepp auch das Pferd gleich mit, ich komm nach.“

Er tat es und ich schaukelte, auch nachdem die beiden den Wein begutachtet, ihre Pfeifen angezündet und im Schutz des eintönigen Rumpelns der Kufen auf dem Sandstein zu sprechen begonnen hatten. Wäre ihre Stimmführung dieselbe geblieben wie bisher, ich hätte sorglos weitergeschaukelt und an Hündchen und die Hexe gedacht, aber sie blieb nicht wie bisher.

Papa stellte kurze Fragen, sein Gast und Freund gab kurze Antworten. Und in jeder Antwort steckte „mäßig bis minder“. Ihre Stimmen klangen hart. Von Judith war die Rede, der es „mäßig bis minder“ gehe, und von Männern, die angeblich aus Fenstern gesprungen waren. Irgendwo weit weg, ließ sich vermuten, und wer Judith war, wusste ich auch nicht. „Schwarz“ sagten sie oft und etwas wie „Fin ...“

und „Riese“, aber Ewalds Mutter hieß Fini. Alles sagten sie sehr oft, insbesondere „mäßig bis minder“ und „Geld“ und „schlecht, sehr schlecht“. Das sagte Papa.

Ich wusste, dass schlecht nicht gut war, dennoch freute ich mich heimlich. Ich durfte etwas wissen, von dem die anderen nichts wussten und das nichts mit unserem Dorf zu tun hatte. Auch wenn ich nicht verstand, was so schlecht war, es war doch mehr, als nichts zu wissen. Unser Dorf wuchs für mich durch das Gespräch der beiden, sprengte seine engen Grenzen. Das, wovon sie sprachen, klang nicht wie die Märchen, die mir Papa oder Oma vorlasen. Es war wichtig, auch für Papas und für Gäste aus der Stadt. Ich fand es spannend.

Bis Oma vor mir stand. Weil ich nicht ins Bett wollte, griff sie zu einer Drohung: Wenn ich nicht sofort ins Bett komme, dürfe ich nicht mit, wenn sie für Urgroßvater auf dem Friedhof Blumen pflanzen gehe, sagte sie. Ich sah Hündchen am Zaun, das gewinnende Lächeln der Hexe und folgte ihr, noch ehe ihr Satz zu Ende war.

Das Zimmer, das ich mir mit Rudi teilte, lag neben dem Schlafzimmer der Eltern. Rudi schlief in einem der zwei Betten, Oma legte mich ins andere. Dabei wankte sie ein wenig. Darum gab ich ihr viele Gutenachtbussis und sagte, es sei mir nicht nach einem Märchen.

„Bist auch müd, Goldmäuschen, gell? Schlaf gut!“, sagte sie und schlurfte davon.

5 In dem Jahr, als mir der Schulanfang entgegenwinkte – ich war eben sieben geworden –, stellte sich der Lehrer eines Nachmittags bei uns ein. Er habe lange nachgedacht und beschlossen, wenn alle einverstanden seien, Rudi und Ewald, einen Jungen aus unserer Straße, die einzigen Kinder des folgenden Jahrgangs im Dorf, mit den diesjährigen Erstklässlern einzuschulen. Ihm würde es die Arbeit erleichtern, die zwei wären im Jahr darauf nicht allein und einen Versuch wäre es auch wert. Ewalds Eltern hätten nichts dagegen.

Unsere Volksschule zählte sechs Klassen und lag fest in den Händen von Herrn und Frau Schmidt. Jeder von ihnen führte drei Klassen im Simultanunterricht: er die Klassen eins bis drei, sie die Klassen vier bis sechs.

Papa meinte, er überließe ihm, dem Lehrer, und Rudi die Entscheidung. Dabei zeigte er auf Rudi, der das Märchenbuch, aus dem Großvater vorgelesen hatte, in näheren Augenschein nahm. Sein Gesicht hatte sich durch den Vorschlag des Lehrers aufgehellt und strahlte wie der sternenklarste Sommerhimmel. Mama, die neben ihm saß, blieb dieses Strahlen verborgen. Deshalb blickte sie hilfesuchend vom Lehrer zu Papa und zurück. Das forderte Papa. „Denk an Adrian, Margit“, sagte er, als er mich bei der Hand fasste, um den Lehrer zum Tor zu begleiten, „der hat auch ein Jahr früher begonnen und schafft es prima.“

„Welcher Adrian?“, fragte der Lehrer, der bereits ein paar Schritte aufs Tor zu gemacht hatte, während Rudi sich an Großvater wandte: „Was steht da drauf, Großvater?“

„*Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm*, Bub.“

„Was ist das, Großvater?“

„Das ist ein K, ein großes K.“

„Gibt es auch ein kleines?“

„Ja.“

„Wie ist das?“

„So, Bub, guck her“, murrte Großvater, der langwierige Hartnäckigkeit witterte, und kitzelte mit seinen gichtigen Fingern das kleine k auf das Blatt Papier, das er als Lesezeichen benutzte.

„Der Sohn vom Hausman, Eberhard“, knüpfte Papa an die Frage des Lehrers an, als wir diesen einholten. „Der wird die sechste überspringen, meint der Hausman.“

Der Lehrer tat die Sache mit einem kurzen „Aha“ ab, näherte sich Papa und flüsterte: „Im Übrigen muss ich mich um eine Ortsgruppe kümmern, in Blumental gibt's eine. Wir dürfen nicht schlafen.“

„Was für Ortsgruppe?“, wunderte sich Papa.

„Die Nazis, Janni, die Nazis greifen nach dem Ruder. Wenn wir nicht mitrudern, bestimmen sie allein die Richtung.“

„Auch bei uns?“

„Auch bei uns. Und rat mal, wer sich in Blumental ans Ruder geschoben hat? Du wirst Kröten staunen!“, kochte er auf. „Der Kopper Philipp, der eingessessen hat.“

„Hm!“, entgegnete Papa, weil er – so vermute ich – überrumpelt

von der Neuigkeit kein Wort fand, das seine Verwunderung und sein Unbehagen gleichzeitig auszudrücken in der Lage war.

Auf der Veranda hatte Rudi inzwischen ein schönes Stück Boden im Alphabet gewonnen. „Was ist das, Großvater?“, wollte er eben wissen. „Das ist ein kleines *i*.“ „Und das große?“ „Sieht so aus.“ Dabei kritzelte er ein großes *I* zu den Buchstaben, die bereits auf dem Lesezeichen standen.

Ein paar Wochen später schaffte Rudi das erste Märchen, *Hans im Glück*, fast ganz allein, mit nur wenigen Unterbrechungen der Sorte: „Ist das ein ...? Was ist das, Großvater?“

Allerdings bedurfte es mehrerer Anläufe und Großvater klagte am Ende immer über einen schrecklichen Brummschädel. Dem wusste Oma Abhilfe. „Far tei Gedult mit tem Pu, Josef“, sagte sie sogar in Mamas Beisein. Und: „Zum Wohl!“ Pünktlich zu seinem sechsten Geburtstag hatte Rudi das vollständige Verzeichnis der Konsonanten, Vokale und Diphthonge intus. Er war stolz wie Oskar, las oft und laut und vertrieb Mama damit in ihren Privatbereich.

Ich machte mir nicht so viel aus Buchstaben. Das Malen war mir lieber. Am allerliebsten malte ich aus: Hunde und Pferde – große, kleine, braune, schwarze, rote, bunte. Oma sah mir dabei zu und mahnte, ich solle nicht über die Konturlinien hinausfahren. „Dann schaun die aus, wie wenn’s Stacheln hätten, Goldmäuschen“, scherzte sie.

„Ein Pferd mit Stacheln?“, wunderte ich mich und lachte. „Ein Hund mit Stacheln, Oma, was fäselst du?“

Damit brach mein Lachen ab. Mama mochte immer noch keine Hunde und für den Zaun, hinter dem Hündchen wohnte, das jetzt groß war und Melac hieß, bestand striktes Verbot. Weil es Verbote aber vor allem gibt, um sich über sie hinwegzusetzen, nahm Oma mich mit, sooft sie im Friedhof an den Gräbern zu tun hatte. Wenn ich Hunde ausmalte oder über die ausgemalten noch und nöcher darübermalte, seufzte sie, stand auf und rief ins Schlafzimmer, irgendjemand habe gesagt, unsere Gräber erstickten im Unkraut. Sie würde das schöne Wetter nutzen. „Kommst mit, Goldmäuschen?“, fragte sie und wartete auf Mamas Reaktion. „Aber lass sie ja nicht an den Zaun, Mutter!“, lautete diese. „Is gut!“, antwortete Oma mit einem Augenzwinkern. Wir stapften durch den Garten, in den Friedhof, ich rannte

schnurstracks zum Zaun. Den hatte ich noch gar nicht richtig erreicht, als sich am anderen Ende eine Tür öffnete und ein Zottelknäuel auf mich zuschoss. Es rannte so schnell, dass ich fürchtete, sein Kopf bliebe in den Drahtmaschen stecken. Oma widmete sich ihrem Tun und drehte sich hin und wieder nach unserem Garten um.

Einmal kam auch Hexe an den Zaun. Daraufhin machte sich Oma am Brunnen, von dem aus man unseren Garten bis in den Hof einsehen konnte, zu schaffen. Hexe lächelte. Ich hatte keine Angst. Darum fragte ich frei von der Leber weg: „Warum heißt du Hexe?“

„Ich heiße Lies und wie heißt du?“

„Aber Mama ...!“

Ich ging in die Knie, streichelte Zottel die Sicht frei, sah zur Lies hoch und sagte: „Ich heiße Marie Mémée.“

„Ach so!“, staunte sie. „Marie Mémée, das ist schön.“

An einem Vormittag im Sommer vor dem Schulanfang schickte mich Oma um Petersilienblätter in den Gemüsegarten. Sie sollte sich bei Hitze nicht bücken, es wurde ihr schwindlig. Ich ging und zupfte hier ein Blatt mit Stiel, dort eines, bis sich ein stattliches Büschel zusammenfügte. Von der Friedhofswiese blinzelten Farben zu mir herüber: flimmerndes Weiß und Gelb, glühendes Rot und, in Punkten, samtweiches Blau. Als hätte das nicht schon gereicht, um alle Verbote zunichtezumachen, bohrte sich auch der Gedanke dazwischen, Zottel könnte im Blumenmeer Spatzen nachjagen. Meine Beine wurden weich und gaben der Verlockung nach. Ab und zu blieben sie stehen, doch etwas trieb sie voran oder zog sie. Ich wusste es nicht, ich spürte es nur. Papa hatte einmal gesagt, die Erde drehe sich, sie stehe nicht still, wie es uns scheint. Er hatte Recht, sie drehte sich, das nahm ich damals deutlich wahr.

Als ich mitten im Blumenmeer stand, hörte sie auf, sich zu drehen. Ich steckte das Grünzeug in die Schürzentasche und hüpfte mit ausgestreckten Armen von Blume zu Blume. Auf einer Margerite saß ein Bläuling. Ich blieb stehen. Er war klein. Seine Flügel wiegten auf und ab, aber er bewegte sich nicht vom Fleck; er fühlte sich wohl auf dem sonnenwarmen Korb der Blume.

Da öffnete sich wie von selbst das Tor zum Garten der Lies und ein

Zottelknäuel schoss daraus hervor: über Sträucher, über Gräser, über Blumen. Vor meinen Füßen stürzte es ab, schlug Purzelbäume, drehte Kreise und hechtete zu meinem Lachen hoch. Ich kehrte ihm den Rücken zu und rannte los, es mir nach. Wir rannten quer über die Wiese, zu den Gräbern, an ihnen vorbei, zurück auf die Wiese, in die Büsche und wieder auf die Wiese. Zottels Ohren flügelten dabei wie Omas Fliegenklatsche und verärgerten surrendes Hummelvieh. Das kümmerte uns wenig, wir jagten weiter: zu den Gräbern, über sie drüber, zu den Sträuchern, an ihnen vorbei und zurück auf die Wiese. Hundertmal. Vielleicht auch öfter. Bis ich mich, nach Atem ringend, ins Gras warf. Zottel sprang über mich, bremste und vollzog eine Bauchlandung. Viel zu weit weg von mir! Obwohl seine Zunge schon in Stellung gegangen war, um die Luft mit Kübeln zu schöpfen, zog er sie ein und wedelte sich an meine Seite. Ich klemmte seinen Wuschelkopf zwischen die Hände und drückte ihn an mein Gesicht.

Als ihm das nicht mehr behagte, streckte ich mich rücklings aus und fing die Sonnenstrahlen, von Blumen und Gräsern leicht verbogen, mit blinzelnden Augen auf. Eine Kleetroddel kitzelte meinen Hals. Ich riss sie ab und legte sie Zottel auf den Kopf. Dabei überkam mich der Gedanke, ihm einen Kranz zu flechten. Ich stand auf und pflückte Margeriten, Kornblumen, Hahnenfuß, Klatschmohn, eine Sichelmöhre und viele Grashalme. Zottel tapste hinterher und schnappte nach aufgescheuchten Schmetterlingen. Die Enden der Halme wollte er nicht halten, damit ich flechten konnte. Blieben nur *meine* Zähne. Ich biss zu, ließ aber gleich wieder los.

„Igitt, wie bitter!“, schimpfte ich und spuckte grün aus. „So wird das nichts!“ Ich überlegte. Dabei hüpfte ich auf die Beine, sammelte mein Gepflücktes ein und stapfte zum Zaun, Zottel hinterher. Das Tor war offen, ich streckte mich zur Querlatte und verharrte in einem abwartenden Hangstand.

„Willst du etwas, Marie Mémée?“, fragte die Lies, die mit einer Handvoll Rübenblätter hinter einem Baum hervorkam. Ich fuhr zusammen. „Ei ... einen Kran ... Kranz für ... für Zottel, äh Melac“, hauchte ich tonlos.

Sie legte die Blätter auf die Erde und begleitete mich auf die Wiese. Unterwegs sammelte sie noch ein paar Fäden Wicke, setzte sich ins

Gras und machte sich ans Werk. Ich setzte mich neben sie, Zottel zwischen uns. Während sie mir die Enden der Halme zum Festhalten in die Hand drückte, fragte sie, ob der Kranz nicht lieber für mich sein sollte, Melac sei kein großer Freund von Blumenkränzen auf dem Kopf.

„Lieber für ihn“, sagte ich und dachte an Mama. Es wurde mir schwummrig zumute. Indessen flocht die Lies, band die Enden des Geflechts mit Grasfäden zusammen und reichte es mir. Ich legte es Zottel auf den Kopf. Der schüttelte es ohne jegliche Wertschätzung von sich. Ich fing es auf und lachte.

In dieses Lachen schob sich von einer Seite ein Schatten und brach es ab. Melac schnellte in die Höhe, stemmte die Hinterbeine ins Gras und schlug einen Spektakel dreimal wie er samt Schwanz und Schnauzhaaren. Die Lies rappelte sich auf, meine Finger badeten in rotblaugelbem Saft. Mama.

Sie sagte kein Wort, sie beugte sich nur, packte mich an einem Zopf und zerrte mich nach Hause. Auch auf dem Weg sagte sie kein Wort, obwohl ihre Lippen hin und wieder zuckten. Ihr Blick stach ins Blaue, aus ihrer Hand sprühte Gewalt. Auf der Veranda platzte ihr Schweigen und ergoss sich in einen Wutswall. Oma musste her. Sie habe schnöde gelogen, sie sei eine gemeine Lügnerin. Mich zerrte sie dabei mal an einem, mal am anderen Zopf, bis ich dachte, sie wolle sie mir herausreißen. Es tat weh, aber ich biss die Zähne zusammen. Ob das der Grund dafür war, dass sie so unsäglich in Rage geriet, weiß ich nicht, aber sie kreischte wie die Gans, wenn der Fuchs sie packt, und machte keinerlei Anstalten, damit aufzuhören. Im Gegenteil, sie wurde immer lauter. Das lockte Papa aus seinem Laden. Er zog lange Schritte durch den Hof, guckte wie vom Pferd getreten auf Mamas Hand und stammelte: „Was ...? Was ...?“ Dann war er dran. Er sei schuld, dass ich an den verrufenen Zaun gehe, er sei ein Hallodri und ich eine eigensinnige Göre, die er nicht willens sei zu bändigen.

Papa griff nach ihrem Arm, überwältigte die Mangel, in der mein Zopf steckte, hob mich in seine Arme und drückte mein Gesicht an seines. Nun konnte ich nicht mehr an mich halten und begann, Rotz und Wasser zu heulen, sodass Papa im Nachhinein sein Hemd auswechseln musste. Derweil tobte Mama ungehemmt weiter.

„Krakeel nicht wie ein Marktweib, Maaargit, das ganze Dorf hört dich!“, bezog Papa nun endlich Stellung.

Mama sprang wie verbrannt auf ihn zu und streckte sich, als wolle sie die Decke der Veranda mit dem Kopf eindrücken: „Du nimmst dieses ungezogene Ding auch noch in Schutz? Ist gut, dass mich das Dorf hört. Es soll wissen, dass ich solchen Umgang nicht dulde. Nicht mit dieser H ..., H ..., H ...!“

Ich dachte, Mama sei am Ersticken, und gab Papas Gesicht frei. Der holte tief Luft und schmetterte seinen Bass vor eine eventuelle Enthemmung meiner Mama: „Nicht doch, Margit, nicht doch!“

„Hexe!“, zischte sie. Es brodelte in ihr, sie musste das Ventil öffnen.

„Vielleicht zugezogene Spinatwachtel, Margit“, wiegelte Papa ab, „wenn es unbedingt sein muss, aber sonst lass gut sein!“

Ich hatte noch nie von Spinatwachteln gehört, sehr wohl aber von Wachteln. Ein Vogel? Die Lies ein Vogel?

„Sie heißt Lies“, tat ich ihnen kund und zu wissen. Das hatte gerade noch gefehlt.

„Hast du gehört, Johann, hast du das?“, winselte Mama. „Sie hat mit ihr gesprochen!“

„Dann besorgen wir ihr halt einen Hund und die Geschichte ist zu Ende. Ich sprech mit Sami darüber.“

Mama antwortete nicht, ihre Lippen zitterten. Auch Papas Hand, die meine gefasst hatte, zitterte. Ich suchte sein Gesicht ab. Nichts. Nur in einem Mundwinkel wuchs ein Schmunzeln heran, das sich, bevor die Tür hinter uns zufiel, in Worte auflöste, die ich nicht verstand. „Contentance, meine Hochwohlgeborene, Contentance, das passt besser zu dir“, sagte er und nahm mich mit in seinen Laden.

In einem Punkt jedoch hatte Papa sich getäuscht. Die Geschichte um die Lies konnte für mich kein schnelles Ende nehmen, auch mit einem Hund nicht, obwohl bis zu dessen Einstand noch einige Zeit in die Lande ziehen sollte. Das ganze Trara mit dem Zaunverbot, Mamas abgewürgtes „H ..., H ..., H ...“, Papas Spinatwachtel, die Hexe und ihr gewinnendes Lächeln hatten meine Neugier geschürt und die Lies mit einer Aura versehen, die zu näherem Ergründen reizte. Sehr sogar.